



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein neuer Roman von Wilibald Alexis.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

düsterer Ruhe an, wie seine Tochter hinwelkt und wie das Reich der schmächtigsten Tyrannei verfällt. Mit seinen beiden Gesellschaftern, einem Einsiedler und einem Minstrel, singt er der untergehenden Welt ein Klage lied. — Natürlich sind die Schönheiten dieses Stück's rein lyrischer Natur, so z. B. als Bianca in die Kapelle tritt, wo sie einige Zeit vorher vermählt werden sollte, und nachdenkend auf die Grabsteine blickt *): „Ich will nicht klagen, ich will in der Nachbarschaft des Todes leben und abwarten, wie der weiße Widerschein seines marmornen Hauses sich auf meine ruhigen Wangen stiehlt und sich dort festsetzt, und wie ich Tag für Tag der Farbe jener bleichen Statue ähnlicher werde, die bald auf meinem Grabmal liegen soll.“ — Gleich in den ersten Scenen tritt Guidone, ein zweiter Lara, in seiner gothischen Halle auf; es ist Mitternacht, und draußen heult ein fürchterlicher Sturm. Er freut sich darüber: „Es beruhigt die wilden Gedanken in meinem Innern, den Aufruhr dieser Elemente zu belauschen, den Wind, den Regen und den bleichen Blitz, der mit ungeschlürmer Hand seltsame Hieroglyphen in die Nacht kriegelt, welche der Mensch gern lesen möchte, aber seine Augen werden von der Vision geblendet“ **) u. s. w. Solche poetische Stellen finden sich in großer Zahl, und lassen bedauern, daß es der Dichter nicht verstanden hat, durch größeres Maß und strengere Ordnung die vielversprechenden Elemente zu wirklichen Gestaltungen zu vereinigen.

Ein neuer Roman von Wilibald Alexis.

Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, oder: Vor funfzig Jahren. Berlin, Karl Barthol.

Mit den beiden Bänden, welche uns vorliegen, ist der Roman zwar noch nicht geschlossen, wir glauben aber dennoch den Wünschen unsres Publicums zu entsprechen, wenn wir wenigstens einige Notizen darüber mittheilen.

*) I will live neighbourly with death, — I'll watch
The white reflexion from his marble home
Steal on my quiet cheek, and settle there,
And, smiling, note how day by day I grow
To the complexion of that statue pale,
Which soon will lie upon my monument.

**) .. Rather it stills tumultuous thoughts within
To watch the uproar of these elements,
The rushing wind, and the loud hissing rain,
And lightning pale that scrawls with hurried hand
Huge hieroglyphics on the screen of night,
Balking the dazzled vision of the seer,
Who fain would read that writing on the wall.

Der Roman gehört in die Reihe derjenigen, in welchen der Dichter die vaterländische Geschichte in Bildern aus den verschiedenen Perioden gezeichnet hat: der Roland von Berlin, der falsche Waldemar, Cabanis. Diesmal hat die Zeit, welche unmittelbar der Schlacht von Jena vorangeht, dem Dichter zum Vorwurf seines Gemäldes gedient. Sie ist in mancher Beziehung interessanter, als irgend eine der Perioden, die Alexis bisher geschildert hat, aber sie ist auch mit manchen Schwierigkeiten verknüpft.

Die eine liegt darin, daß die Zeit uns noch zu nahe steht, um sie mit völliger Unbefangtheit ausmalen zu können. Der Dichter führt eine Menge Personen vor, die damals am preussischen Hof eine bedeutende Rolle spielten, und seine Schilderung wird namentlich durch einzelne sehr derbe und humoristisch ausgeführte Züge zu einer bitteren Satyre; allein man sieht es ihm doch an, daß er sich nicht mit vollkommener Freiheit bewegt. Um die Gefühle der gegenwärtigen Generation zu schonen, verschweigt er einige Male, wenn auch ausnahmsweise, die Namen, was freilich nicht viel hilft, da man sie doch mit leichter Mühe erräth. Sodann giebt er uns seine geheimen Cabinetsgeschichten nicht ganz vollständig, es fehlen einige sehr wesentliche Mittelglieder, und man merkt bald den Grund: es sind nämlich in dem Dichter selbst collidirende Gefühle vorhanden, die er nicht recht in Einklang zu setzen weiß und die er daher umgeht. Das ist aber keineswegs so zu verstehen, als ließe er sich von einer scharfen und bestimmten Darstellung durch äußerliche Gründe zurückhalten; er wagt sich vielmehr an die Schilderung des Königs selbst und weiß die Schattenseiten desselben sehr wohl hervorzuheben, ohne dadurch der Pietät, die jeder Preuße vor dem Andenken Friedrich Wilhelm III. hegt, irgendwie zu nahe zu treten.

Ein zweiter Uebelstand liegt in der Concurrrenz mit anderen novellistischen und historischen Darstellungen jener Zeit. Die ideale Seite der damaligen Gesellschaft ist durch Goethe in Wilhelm Meister und in den Wahlverwandtschaften auf eine Weise dargestellt, daß jeder Wettstreit mißlich sein würde; aber auch direct ist sie z. B. in den Memoiren des Freiherrn S . . . a mit vielem Geschick portraittirt worden, und wenn wir die Schriften der Rachel, die Denkwürdigkeiten Barnhagen's und ähnlicher Schriftsteller lesen, oder noch besser die neueren Biographien von Stein, York u. s. w., so gewinnen wir daraus doch ein viel klareres vollständigeres Bild von der geistigen Richtung jener Zeit, als uns auch der talentvollste Schriftsteller geben kann, der jener Stimmung nicht mehr nahe gestanden hat. — Vielleicht ist das der Grund gewesen, daß Willibald Alexis, wenn er auch die Kreise der höhern Gesellschaft und die literarischen Cirkel in sein Gemälde mit aufnimmt, dennoch mit besonderer Vorliebe in den unteren Schichten des bürgerlichen Lebens und selbst in den Regionen des Lasters verweilt. So gewinnt es aber fast den Anschein, als ob darin das Charakteristische Kennzeichen des Zeitalters und sein Gegensatz gegen das unsrige liegen sollte, und

darin liegt doch wol eine Ungerechtigkeit, denn Spelunken wie diejenigen, welche der Dichter schildert, existiren noch heute in Berlin, wenn sie auch nicht in so directer Beziehung zu den höchsten Regionen der Gesellschaft stehen. Außerdem unterscheidet sich Alexis von den gleichzeitigen Memoirenschreibern dadurch, daß er die damals gebräuchliche Sprache, so weit sie der Sprache der allgemeinen Bildung entgegenstand, wieder herstellen möchte. So finden wir neben einander einerseits die ideale Sprache der Goethe'schen Gesellschaft bis zu den Uebertreibungen der Romantiker, auch wol etwas gesättigt mit jungdeutschen Elementen, andererseits das Französiren der vornehmen Gesellschaft und den verdorbenen Berliner Dialekt des Bürgerstandes. Das alles zusammen macht kein sehr erfreuliches Bild, und dürfte überhaupt bei historischen Romanen kein zweckmäßiger Versuch sein. In den früheren Jahrhunderten verbietet sich dergleichen von selbst; aber es scheint uns auch für eine nahe liegende Zeit angemessen, die damalige Conversationssprache in die unsrige zu übersetzen, denn bei dem Nachschaffen einer verdorbenen Redeweise kann nicht einmal die volle Wahrheit erreicht werden, und der komische Eindruck, der allenfalls dadurch hervorgebracht wird, ist doch nur ein sehr äußerlicher. Wir würden z. B. Philine durchaus nicht reizender finden, wenn sie sich in einem so verdorbenen Dialekt ausdrückte, wie es die wirkliche Philine wahrscheinlich gethan hat. Ganz anders ist es bei historischen Darstellungen. Wenn z. B. in der Lebensbeschreibung von Stein oder von York Briefe, Reden und andere Actenstücke mitgetheilt werden, die auch die Zufälligkeiten der äußeren Formen wiedergeben, so ist das für das Portrait ein neuer charakteristischer Zug.

Wenn man von diesen Ausstellungen absteht, so enthält der Roman sehr viel Vortreffliches. Das Hauptverdienst unsres Dichters lag schon in seinen früheren Werken darin, landschaftliche Stimmungen mit einer wunderbaren plastischen Kraft nachzubilden, und uns dadurch viel lebendiger in den Charakter der dargestellten Zeit zu versetzen, als durch die weitläufigsten Reflexionen möglich sein würde. Dieser Vorzug ist auch diesmal in reichem Maße vorhanden. Außerdem sind die Charaktere, wenn auch nicht in der klaren, ruhigen, durchsichtigen und consequenten Fortentwicklung Walter Scott's, dennoch in ihren einzelnen Zügen mit großer Schärfe und Originalität skizzirt und ihre Seelenbewegungen im Detail nachempfunden. Dabei tritt freilich zuweilen der Uebelstand ein, daß sich der Dichter ins Detail verliert und den eigentlichen Zweck seiner Schilderung vergißt. So schildert er einmal mit großer Ausführlichkeit, wie eine Geheimeräthin Lupinus, eine der Hauptpersonen des Romans, vor dem Schlafengehen einige Spinnweben in der Ecke bemerkt, diese anzündet und zusteht, wie die Spinnen verbrennen. So eine Schilderung muß doch irgend einen Zweck haben, und man kommt zuerst zu der Vermuthung, daß eine heimliche Neigung zur Grausamkeit dadurch angedeutet werden soll, aber davon findet sich wenigstens bis jetzt in dem

Charakter dieser Frau keine Spur. — Ein weiteres Verdienst des Dichters, welches man nicht zu niedrig anschlagen muß, ist, daß er es versteht, die Neugierde rege zu erhalten. Es würde ihm das in noch höherem Maße gelingen, wenn er nicht in seiner Erzählung zuweilen zu hastig und zu unruhig würde und uns über manche Punkte, über die wir Aufklärung wünschten, im Dunkeln ließe, und wenn er ferner in die Reihe seiner mißgeschaffenen Wesen wenigstens einige einführte, auf denen unser Auge mit Freude und Wohlwollen verweilen könnte. Das ist bis jetzt viel zu wenig der Fall. Die guten Charaktere sind viel zu leicht skizzirt, die schlechten in Verhältniß mit viel zu großer Breite ausgeführt. — Mit dem Endurtheil müssen wir natürlich noch zurückhalten, da die Acten nicht geschlossen sind; wir wünschen aber, daß bei der Fortsetzung der Dichter die literarischen Gespräche etwas einschränken möchte, die doch in dieser Form zu keinem bedeutenden Ergebnis führen.

Ein Blick auf die neuesten Zustände in der Türkei.

Von einem Serben.

Die schönen Zeiten, wo noch der Turban oder das Feß den Türken machte, sind für immer vorbei, seitdem die serbische und griechische Revolution gezeigt, daß jene Kopfbedeckung vor dem Eindringen revolutionärer Gedanken nicht schütze. Gleichzeitig fing man an, die Racenverschiedenheit der Bewohner der Türkei anzuerkennen, wobei es sich fand, daß die Türken, d. h. Mohammedaner osmanischer Abkunft, nur den allerkleinsten, Griechen und Slaven aber den allgrößten Theil der Unterthanen der hohen Pforte bilden. Diese Entdeckung verursachte den stambuler Machthabern keine großen Sorgen; sie redeten sich mit fatalistischer Zuversicht ein, daß das Türkenthum durch seine religiöse Einheit und kriegerische Disciplin allen jenen Elementen überlegen sei, und am Ende den Sieg über dieselben doch behaupten werde.

Nur Sultan Mahmud mochte sich in solchen Träumen nicht wiegen. Die Vernichtung der Mameluken hatte den schlagendsten Beweis geliefert, daß im Türkenthum selbst von keiner Einheit mehr die Rede sei, und daß weltliche Leidenschaften das religiöse Band, wenn auch noch nicht gänzlich zerrissen, so doch bedeutend gelockert haben. Ein halb zerstörter Glaube war keine Basis mehr für einen Staat, und eine andere war nicht leicht zu finden; der religiöse Indifferentismus des Sultans versuchte das Türkenreich auf ein neues, politisches Princip